

Die Neue Welt

Nr. 30

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1901

* * Hans und Peter. * *

(Fortsetzung.)

Roman von Guy de Maupassant. Frei übertragen von Georg Freiherr von Ompteda.

Da rief der alte Roland: „Seht 'mal, da überholt uns der Prinz Albert!“
Und Alle blickten hin. Langgestreckt, niedrig, mit seinen rückwärts geneigten Schornsteinen und den gelben Raddäcken, rund wie ein paar Backen, kam das Schiff von Southampton mit vollem Dampf heran. Auf dem Deck standen lauter Passagiere mit aufgespannten Sonnenschirmen. Die stichtigen, rauschenden Räder peitschten das Wasser, daß der Schaum flog, und verließen ihm die Gile eines Schnelldampfers. Der Vordersteven durchschnitt das Wasser und ließ zwei feine, durchsichtige Wellen aufspritzen, die längs des Schiffes hinglitten.

Als er ganz nahe an der „Perle“ war, zog Vater Roland seinen Hut, die beiden Frauen wedelten mit dem Taschentuch, und ein halbes Dutzend Sonnenschirme antworteten dem Gruß, indem sie sich lebhaft auf und nieder neigten auf dem Packetboot, das sich, auf der glatten, leuchtenden Meeresfläche ein paar leichte Wellen hinterlassend, entfernte.

Nun tauchten andere Schiffe auf, gleichfalls mit einer Rauchhaube darüber, von allen Punkten des Horizontes gegen den schmalen, weißen Hafendamm laufend, der sie wie ein Nachen, eines nach dem anderen verschlang. Und die Fischerbarken und die großen Segelschiffe mit leichter Takelage glitten über den Horizont hin, von winzigen Schleppern gezogen, und alle näherten sich schnell oder langsam diesem Nachen, der sie verschlang, der von Zeit zu Zeit übersättigt zu sein schien und nun in das weite Meer hinaus eine andere Flotte von Packetbooten, Briggs, Jachten und Dreimastern hinaus spie; die eiligen Steamer entflohen nach rechts, nach links über den platten Bauch des Ozeans, während die Segelschiffe, nachdem die Fliegen gleichen Schlepper, die sie hinaus gebracht, sie verlassen, unbeweglich blieben, indem sie sich, vom Großmarssegel bis zum kleinen Bramsegel, mit weißer Leinwand oder brauner überzogen, die rötlich schimmerte beim Sonnenuntergang.

Frau Roland sagte mit halb geschlossenen Augen:

„Gott, ist das schön, das Meer!“

Frau Rosémilly antwortete mit langem Seufzer, der aber nichts Trauriges hatte:

„Ja, aber es kann einem doch auch viel Leid antun.“

Roland rief: „Seht 'mal da, da taucht die Normandie auf! Kolossal, was?“

Dann erklärte er die Küste gegenüber, dort drüben, weit drüben am anderen Ufer der Seine — zwanzig Kilometer war die Mündung breit — sagte er. Er zeigte Billerville, Trouville, Houlgate, Luc, Arromanches, die Küste von Caen, die Felsen von Calvados, die bis Cherbourg der Schifffahrt Gefahren

bereteten. Dann sprach er über die Sandbänke in der Seine, die bei jeder Fluth den Platz ändern und sogar die Boatsen von Antleboens in Verlegenheit bringen, wenn sie nicht täglich das Fahrwasser abfahren. Er setzte aneinander, wie Havre die untere und die obere Normandie trennt. In der unteren Normandie stieg die Küste niedrig in weiten Wiesen und Feldern bis an's Meer hinab; die Küste der oberen Normandie, im Gegensatz dazu, hohe, zerfägte, zerschnittene, wundervolle Klippen, die bis Dunferque eine riesige weiße Mauer bildeten, deren Einschnitte immer ein Dorf oder einen Hafen enthielten: Etretat, Fécamp, St. Valery, Le Tréport, Dieppe und so weiter.

Die beiden Frauen hörten ihm nicht zu, in molligen Wohlgefühl dasjend, ganz bewegt durch den Anblick dieses Ozeans, der übersät war mit Schiffen, die wie Thiere um ihre Höhle herum-liefen, und sie schwiegen, etwas benommen durch die Weite von Luft und Wasser, schweigend geworden durch den wundervollen, stillen Sonnenuntergang. Nur Roland schwakte ununterbrochen, er war eine Natur, die nichts begeisterte. Die feinsüßlicheren Frauen empfanden manchmal, ohne sich darüber klar zu werden, daß das Geräusch überflüssigen Geschwätzes auf die Nerven geht wie eine Grobheit.

Hans und Peter, die sich beruhigt hatten, ruderten gleichmäßig, und die „Perle“, die ganz klein ausfah neben den großen Schiffen, hielt dem Hafen zu.

Als sie an den Quai kamen, reichte der Matrose Kapagris, der sie erwartete, den Damen die Hand beim Aussteigen, und sie gingen in die Stadt. Eine zahlreiche, stumme Menge, Leute, die täglich zur Fluthzeit an den Hafen kommen, kehrten gleichfalls zurück. Frau Roland und Frau Rosémilly gingen voraus, die drei Männer folgten. Als sie die Rue de Paris hinaufgingen, blieben sie ab und zu vor einem Modemagazin oder bei einem Juwelier stehen, um einen Hut oder einen Schmuckgegenstand zu betrachten. Dann gingen sie weiter, nachdem sie darüber ihre Meinung ausgetauscht.

Vor dem Börseplatz betrachtete Roland, wie er das täglich that, das von Schiffen erfüllte Bassin du Commerce, vor dem Grachten ausgingen, in denen auch an Dampf, vier oder fünf Reihen nebeneinander, die großen Schiffe lagen. Ein Mastenwald erhob sich dort in einer Ausdehnung von mehreren Kilometern Quailänge, mit Spitzen, Takelagen und Masten, so daß dieses Hafendecken mitten in der Stadt aussah wie ein großer, abgestorbener Wald. Unter diesem blätterlosen Walde strichen die Möwen hin, spähten nach allen Seiten, um dann niederzustoßen, wie ein fallender Stein, und die Abfälle zu suchen, die man in's Wasser geworfen.

„Wollen Sie nicht zum Essen bleiben, damit wir noch den Abend zusammen sind? Wir sind allein,“ fragte Frau Roland Frau Rosémilly.

„Ja, sehr gern, ich nehme ohne Umstände an. Es wäre heute Abend für mich traurig, allein zu Haus.“

Peter hatte es gehört, und da ihm die Gleichgültigkeit der jungen Frau anfang zu ärgern, brummte er: „Na, da setzt sich also die Wittwe bei uns fest.“ Seit ein paar Tagen nannte er sie „die Wittwe“, und obgleich dieses Wort nichts Besonderes ausdrückte, ärgerte es Hans, nur durch den Ton, der ihm böse und verlegend vorkam.

Und die drei Männer sprachen, bis sie an ihre Wohnung kamen, kein Wort mehr. Es war ein schmales Haus auf der Rue Belle-Normande, das aus einem Erdgeschöß und zwei kleinen Stockwerken bestand. Das Mädchen der Rolands, Josefina, ein Ding von neunzehn Jahren, vom Lande, um billigen Lohn dienend, besaß in außerordentlichem Maße das ewig erstaunte Aussehen der Bauern. Sie öffnete, schloß die Thür wieder und ging hinter der Herrschaft bis in's Wohnzimmer, das im ersten Stock lag, und sagte:

„Ein Herr ist dagewesen, schon dreimal.“

Der alte Roland, der nie mit ihr redete, ohne zu suchen und sie anzubrüllen, rief:

„Wer ist gekommen? Gott verdamme' mich noch 'mal!“

Das Gebrüll ihres Herrn störte sie nie, und sie antwortete: „Ein Herr vom Notar.“

„Was für ein Notar?“

„Nun, von Herrn Camu.“

„Was hat denn der Herr gesagt?“

„Der Herr Camu werde selbst heute Abend 'mal vorkommen.“

Der Notar Lecanu war Rechtsbeistand des alten Roland, dessen Geschäfte er besorgte, und zugleich mit ihm befreundet. Da er seinen Besuch für den Abend angekündigt hatte, mußte es sich um eine wichtige, dringende Angelegenheit handeln. Und die vier Rolands blickten sich an, etwas beunruhigt durch diese Neugier, wie alle Leute, die in bescheidenen Verhältnissen leben, bei der Berührung mit einem Notar, die sofort den Gedanken an Kontrakt, Erbschaft, Prozesse wachruft, kurz: Dinge, die man wünscht oder fürchtet. Der Vater sagte nach ein paar Augenblicken Schweigen:

„Was kann denn das wohl bedeuten?“

Frau Rosémilly begann zu lachen:

„Ach, es wird eine Erbschaft sein, dessen bin ich gewiß. Ich bringe immer Glück.“

Aber sie hofften auf Niemand, durch dessen Tod sie hätten erben können.

Frau Roland, die für Verwandtschaft ein ausgezeichnetes Gedächtnis hatte, begann sofort alle Verwandten auf Seiten ihres Mannes und auf ihrer eigenen durchzugehen und allen Zweigen der Familie zu folgen. Sie fragte, ehe sie noch den Hut abgesetzt:

„Sag mal, Vater“ (Sie nannte ihren Mann zu Hans Vater und nur manchmal in Gegenwart von Fremden Herr Roland), „sag mal, Vater, wen hat denn nur Josef Lebru in zweiter Ehe zur Frau gehabt?“

„Ja, ich weiß, eine kleine Dönnel, die Tochter eines Papierhändlers.“

„Haben sie Kinder gehabt?“

„Ja, ich glaube vier oder fünf mindestens.“

„Nein, dann ist's damit nichts.“

Sie wurde schon ganz erregt beim Suchen, bei der Idee, es könnte ihnen ein wenig Geld vom Himmel in den Schooß fallen. Aber Peter, der seine Mutter sehr lieb hatte, der wusste, daß sie sich gern in Hoffnungen wiegte und der eine Enttäuschung fürchtete, einen kleinen Kummer, eine kleine, traurige Stimmung, wenn die Nachricht, statt gut zu sein, schlecht wäre, warf ein:

„Mutter, glaube nur so was nicht, wir haben keinen Dufel in Amerika. Ich möchte eher, es handelt sich um eine Heirat für Hans.“

Alle Welt war erstaunt über diese Idee, und Hans war etwas verlegt, daß sein Bruder das vor Frau Rosemilly gesagt hatte.

„Warum für mich und nicht für Dich? Deine Vermählung ist sehr anfänglich. Du bist der Älteste, also würde man doch zuerst an Dich gedacht haben. Und dann will ich mich garnicht verheirathen.“

Peter lachte: „Du bist wohl verliebt?“

Der Andere antwortete unzufrieden: „Muß man gerade verliebt sein, wenn man sagt, daß man sich noch nicht verheirathen will?“

„So, so — das noch ändert allerdings die Sache. Du wartest also?“

„Reinweges nimm an, daß ich warte, wenn Du willst.“

Aber der alte Roland, der zugehört und nachgedacht hatte, fand plötzlich die wahrscheinlichste Lösung: „Herr Gott noch mal, wir sind doch zu dumm, uns hier den Kopf zu zerbrechen. Herr Decann ist unser Freund, er weiß, daß Peter irgendwomöglich Franz sucht, Hans Advokat werden will, und er hat irgend etwas für Einen von Euch Beiden gefunden.“

Das war so einfach und wahrscheinlich, daß Alle einstimmen.

„Es ist angerichtet!“, sagte das Mädchen.

Und Jeder lief auf sein Zimmer, um sich die Hände zu waschen, ehe es zu Tisch ging. Zehn Minuten später saßen sie im kleinen Speisezimmer im Erdgeschos beim Essen. Zuerst wurde kaum gesprochen, aber nach ein paar Augenblicke wunderte sich Roland wieder über den Besah des Notars.

„Ja, warum hat er denn übrigens nicht geschrieben? Warum hat er dreimal seinen Bureauchef geschickt und warum kommt er denn selbst?“

Peter fand das ganz natürlich: „Er muß wahrscheinlich sofort Antwort haben, und er hat uns vielleicht Dinge unter vier Augen zu sagen, die man nicht gern schreibt.“

Aber alle vier beschäftigte die Sache, und es war ihnen eigentlich peinlich, daß sie die Fremde eingeladen hatten, die sie bei den Besprechungen und zu treffenden Entscheidungen hören konnte.

Als sie eben wieder in's Speisezimmer hinaufgegangen waren, wurde der Notar gemeldet.

Roland sprach auf: „Guten Abend, lieber Meister!“

Er gab Herrn Decann den Titel Meister, wie er in Frankreich jedem Notar zukommt.

Herr Rosemilly sprach auf: „Ich will gehen, ich bin sehr eilig.“

Herr Decann machte keine Besorgnis, sie zurückzuhalten, aber er sprach ein und einjerte sich, ohne daß einer der Herren sie, wie sonst gewöhnlich, nach Hans geblickt hätte.

Herr Roland bemühte sich sofort um den neuen Kopf: „Lassen Sie eine Tasse Tee?“

„Nein, danke. Ich komme eben von Tisch.“

„Also eine Tasse Tee?“
„Ich sage nicht nein, aber vielleicht etwas später, denn erst müssen wir über Geschäfte sprechen.“

In der tiefen Stille, die diesen Worten folgte, hörte man nur das gleichmäßige Ticken der Wanduhr und im Stockwerk darunter das Klappern der Schüsseln, die das Mädchen aufwusch.

Der Notar begann: „Haben Sie in Paris einen gewissen Herrn Maréchal gekannt, Leo Maréchal?“

Herr und Frau Roland riefen in einem Athem: „Natürlich!“

„War das einer Ihrer Freunde?“

Roland antwortete: „Sawohl, mein bester Freund. Aber ein eingetragener Pariser, der nie von Boulevard kommt; er ist Bureauchef im Finanzministerium. Ich habe ihn, seitdem wir die Hauptstadt verlassen, nicht wiedergesehen, und dann haben wir uns auch nicht mehr geschrieben. Wissen Sie, wenn man so weit voneinander ist...“

Der Notar sagte ernst: „Herr Maréchal ist gestorben.“

Mann und Frau zuckten Beide in jenem schmerzlichen oder gepeinigten Erstaunen zusammen, mit dem man eine traurige Nachricht aufzunehmen pflegt.

Herr Decann fuhr fort: „Mein Kollege in Paris hat mir die wichtigste Bestimmung des Testaments mitgeteilt, durch die Ihr Sohn Hans, Hans Roland, zu seinem Universalerben ernannt ist.“

Das Erstaunen war so allgemein, daß Keiner eine Antwort fand.

Frau Roland bemerzte zuerst ihre Bewegung und stammelte: „Mein Gott, der arme Leo, unser armer Freund! Mein Gott, mein Gott, todt!“

Thränen traten in ihre Augen, jene stillen Frauenthänen, Perlen des Leidens, die aus der Seele steigen, über die Wangen laufen und so schmerzlich scheinen, wie sie klar und hell sind.

Aber Roland dachte weniger an die Trauer und den Verlust, als an die angekündigte glückliche Nachricht. Er wagte jedoch nicht gleich nach Einzelheiten des Testaments zu fragen, auch nicht nach der Höhe der Summe. Und er meinte, um der interessanten Frage näher zu treten: „An was ist er denn gestorben, der arme Maréchal?“

Herr Decann hatte davon keine Ahnung.

„Ich weiß nur, daß er ohne direkte Nachkommen gestorben ist und sein ganzes Vermögen, etwa zwanzigtausend Franken Rentie in dreiprozentigen Obligationen, Ihrem zweiten Sohn, den er geboren werden und heranzuwachsen sah und den er der Erbschaft für würdig hielt, vermacht hat. Sollte Herr Hans die Erbschaft nicht annehmen, würde sie Waisenkindern zufallen.“

Der alte Roland konnte seine Freude schon nicht mehr zurückhalten und rief: „Versucht noch mal, das war ein schöner Zug seines guten Herzens! Wenn ich keine Kinder hätte, hätte ich unseren alten Freund meinerseits auch nicht vergessen!“

Der Notar lächelte: „Ich wollte mir die Freude machen, Ihnen die Sache selbst mitzutheilen. Man freut sich immer, den Leuten etwas Angenehmes sagen zu können.“

Er dachte garnicht daran, daß diese glückliche Nachricht der Tod eines Freundes, des besten Freundes des alten Roland war, der seinerseits ebenso plötzlich die vorher ausgesprochene engere Freundschaft vergessen hatte. Allein Frau Roland und ihre Söhne blieben ernst. Sie weinte noch immer ein wenig, wischte sich die Augen mit dem Taschentuch, das sie dann auf ihren Mund hielt, um ihr tiefes Schluchzen zu unterdrücken.

Der Doktor brammte: „Er war ein braver Mann und uns sehr angethan. Er lud meinen Bruder und mich öfter zu Tisch ein.“

Es sprach sich den schönen blonden Bart, die leuchtenden Augen groß aufgerissen, mit der rechten Hand und ließ ihn bis zum letzten Haar durch die Finger laufen, als wolle er ihn verlängern und zupfen. Zweimal bewegte er die Lippen, um gleichfalls etwas Passendes zu sagen. Aber nachdem er lange gepöhl, fand er nur die Worte: „Ja, er liebte mich sehr; er küßte mich immer, wenn ich ihn besuchte.“

Aber des Vaters Gedanken gingen in rasendem

Tempo weiter. Er war ganz beschäftigt mit der in Aussicht gestellten Erbschaft, die schon ausgemacht war, ganz benommen von dem Geld, das vor der Thür nur wartete und sofort morgen, kostete nur ein Wort, in's Haus fiel.

Er fragte: „Es können doch keine Schwierigkeiten eintreten... ein Prozeß etwa... eine Klage?“

Herr Decann schien ganz beruhigt zu sein. „Nein, mein Kollege in Paris meint, die Sache wäre ganz klar. Es handelt sich nur darum, daß Herr Decann annimmt.“

„Schön also. Und das Geld ist in Ordnung?“

„Alles in Ordnung.“

„Alle Formalitäten sind erfüllt?“

„Alle.“

Pöhllich schämte sich der ehemalige Intellektuelle etwas; es war eine unbestimmte, instinktive Scham über die Gise, mit der er sich Alles hatte auszuanderzusetzen lassen, und er sagte:

„Wissen Sie, daß ich Sie sofort nach all' den Dingen fragte, das ist ja nur, um meinen Sohn vor etwaigen Unannehmlichkeiten, die er nicht vorantsehen kann, zu bewahren. Es hängen da manchmal Schulden daran, die Lage ist vielleicht nicht ganz klar, was weiß ich, und man fällt da manchmal in ein Loch ohne Boden. Uebrigens bin ich ja nicht der Erbe, aber ich Sorge vor allen Dingen für den Kleinen.“

Hans wurde in der Familie der Kleine genannt, obgleich er viel größer war als Peter.

Es war, als ob Frau Roland plötzlich aus einem Traum erwachte, sich an etwas erinnerte, das weit hinter ihr lag, fast vergessen war, das sie ein paar Mal gehört hatte, dessen sie übrigens nicht ganz sicher war, und sie stammelte: „Sagten Sie nicht, daß unser armer Freund Maréchal sein Vermögen meinem kleinen Hans vermacht hat?“

„Sawohl, Frau Roland.“

Da sagte sie ganz einfach: „Das macht mir große Freude, denn es beweist mir, daß er mich gern hatte.“

Roland war aufgestanden. „Lieber Herr Notar, wünschen Sie, daß mein Sohn gleich die Annahme unterzeichnet?“

„Nein, nein, Herr Roland. Morgen, morgen, auf meinem Bureau, um zwei Uhr, wenn es Ihnen paßt.“

„Natürlich, natürlich, selbstverständlich!“
Da that Frau Roland, die sich gleichfalls erhoben hatte, die unter Thränen lächelnde, zwei Schritte zum Notar, legte ihre Hand auf seine Stuhllehne, schaute ihn mit dankbarem Mutterblick an und fragte: „Ist Ihnen nun Tee gefällig, Herr Decann?“

„Seht sehr gern, Frau Roland. Mit Vergnügen.“

Das Mädchen wurde gerufen und brachte zuerst in ein paar großen Blechkästen Cafés, jene faden englischen Backwaren, die für Papageienschnäbel gemacht zu sein scheinen und in Metallbüchsen verwahrt werden zu Meßen um die Erde. Dann holte sie ein paar kleine, graue Servietten, viereckig zusammengelegt, jene Theeservietten, die bei sparsamen Leuten nie gewaschen werden. Zum dritten Mal kam sie mit der Zuderdose und den Tassen, dann ging sie hinaus, um das Wasser zu kochen, und man wartete.

Niemand konnte sprechen, man hatte zu viel zu denken und nichts zu sagen. Frau Roland allerer suchte nach ein paar banalen Worten. Sie erzählte von der Seefahrt und lobte die „Perle“ und Frau Rosemilly.

„Reizend, reizend!“ sagte der Notar.

Roland, der sich wie im Winter, wenn das Feuer brannte, an den Marmor des Kamins gelehnt, stand da, die Hände in den Taschen, bewegte die Lippen, als wolle er pfeifen, und in der widerstehlichen Luft, seine Freude von sich zu geben, konnte er nicht mehr auf einen Fleck stehen bleiben.

Die beiden Brüder saßen auf zwei gleichen Stühlen. Beide die Beine übereinander geschlagen, rechts und links vom Sopha, und starrten genau in derselben Stellung, aber mit verschiedenem Ausdruck vor sich hin. Endlich kam der Tee. Der Notar nahm ihn, that Zuder hinein und trank selbst

Laffe, nachdem er ein Gafe, das zu hart war zum Beißen, hineingebracht. Darauf erhob er sich, schüttelte Jedem die Hand und ging.

„Also abgemacht,“ sagte Herr Roland, „morgen um zwei Uhr bei Ihnen.“

Hans hatte nicht ein Wort gesagt.

Nachdem der Notar fort war, schwiegen sie noch alle. Dann schlug der alte Roland mit beiden Händen seinem jüngeren Sohn auf die Schultern und rief: „Na, verfluchter Kerl, küßt Du mich denn nicht?“

Da lächelte Hans und umarmte seinen Vater mit den Worten: „Ich meine nicht, daß es unbedingt nötig wäre.“

Aber der Alte konnte es vor Freude nicht mehr anhalten, lief hin und her, spielte mit seinen ungeschickten Nägeln auf den Möbeln Klavier, drehte sich auf dem Absatz herum und rief: „So ein Glück, so ein Glück! Da haben wir aber mal Glück!“

Peter fragte: „Kannet Ihr denn früher den Wärschal so genau?“

Der Vater antwortete: „Aun, er war doch jeden Abend bei uns. Aber Du erinnerst Dich doch, daß er Dich, wenn Du einen freien Nachmittag hattest, am Gymnasium abholte und daß er Dich nach Tisch öfter nach Hans brachte. Na, zum Beispiel gerade an dem Morgen, als Hans geboren wurde, da holte er den Doktor. Er hatte bei uns gefrühstückt, als die Mama sich unwohl fühlte. Wir wußten gleich, was los sei, und er räumte spornstreichs davon. In der Eile nahm er noch meinen Hut statt seinen. Ich weiß das noch so genau, weil wir nachher so fürchtbar davor lachten. Möglicherweise hat er sich noch in seiner Sterbestunde dieser Geschichte erinnert, und da er keinen Erben hatte, wird er sich wohl gefügt haben: Da ich nun einmal bei der Geburt dieses Kleinen geholfen habe, werde ich ihm mein Vermögen hinterlassen.“

Frau Roland lag in ihrem Stuhl, ganz in Gedanken verloren. Sie flüsterte, als dächte sie laut: „Ach, er war ein braver Freund, treu und ergeben — ein seltener Mensch in unseren Zeiten.“

Hans war aufgestanden: „Ich will ein bißchen spazieren gehen.“

Sein Vater wunderte sich, wollte ihn zurückhalten, denn sie hätten miteinander zu sprechen, Pläne zu schmieden, Entschlüsse zu fassen. Aber der junge Mann blieb dabei und behauptete, er hätte eine Verabredung. Uebrigens wäre ja noch Zeit genug, sich zu besprechen, ehe die Erbschaft angetreten würde.

Und er ging fort, denn er wollte allein sein und nachdenken. Dann erklärte auch Peter, er müsse ausgehen, und nach einigen Minuten folgte er seinem Bruder. Sobald der alte Roland mit seiner Frau allein war, schloß er sie in die Arme, küßte sie ein Duzend mal auf beide Wangen und sagte, um einen Vorwurf zu entkräften, den sie ihm oft gemacht: „Siehst Du, meine Liebe, es hätte mir garnichts gemitt, länger in Paris zu bleiben und mich für die Kinder zu ruinieren, statt hier meiner Gesundheit zu leben, da uns das Geld vom Himmel in den Schooß fällt.“

Sie war ganz ernst geworden. „Es fällt vom Himmel für Hans,“ sagte sie. „Aber Peter?“

„Peter ist Doktor, der wird schon Geld verdienen. Und dann wird sein Bruder schon was für ihn thun.“

„Nein, der nimmt nichts an. Und dann gehört die Erbschaft Hans, nur Hans. So ist Peter sehr benachteiligt.“

Der gute Mann war starr. „Na, da hinterlassen wir ihm in unserem Testament etwas mehr.“

„Nein, das ist auch nicht gerecht.“

Er rief: „Na, also denn nicht. Was soll ich denn dabei thun? Du suchst immer bloß alles Unangenehme, Du verdirbst mir jeden Spaß. Ich werde lieber zu Bett gehen. Gute Nacht! Uebrigens, jedenfalls haben wir Schwein, verfluchtes Schwein!“

Und er ging davon, trotz alledem glücklich, ohne irgend ein Wort des Bedauerns für den toten, edelmütigen Freund.

Frau Roland träumte weiter beim Schein der Lampe.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Leppigkeit früherer Zeiten.

Von Adolf Braun.

(Schluß.)

Ursprünglich waren die Schellen eine Tracht der vornehmen Welt; die Ritter trugen sie an ihren Wehrgehängen, die Weiber an den Gürteln, Ärmeln und Röcken und die Geistlichkeit oder, wie man sie früher zu nennen pflegte, die Pfaffen an ihren Mehgewändern. Schon früh hatten sich jedoch die reichen Bürger dieses Schmuckes bedient, denn in einem Bineburger Statut von 1399 werden die Leibgürtel, mit Glöckchen und Perlen besetzt, schon erwähnt. Diese Geklingelmode ging nächter auf das Narrenkleid über.

Kostbar war die bössche Kleidung, die wir hier nach Alwin Schütz geschildert haben. Es kann schon möglich sein, daß so auch der Krönungsanzug Königs Wenzel II. von Böhmen (1297), wie ein Zeitgenosse berichtet, etwa 160 000 Reichsmark gekostet haben mag.

Die Massenfaltung an echten, kostbaren und glänzenden Stoffen bei den Hoffesten war in späteren Jahrhunderten noch weit größer. Bei der Taufe der Prinzessin Marie, der Erbtöchter Karls des Kühnen von Burgund, war die ganze Kirche von Innen mit den kostbarsten Teppichen bedeckt; die Hunderte Personen, welche dem Feste beiwohnten, waren in Gewänder von Gold- und Silberstoff gekleidet. Auf dem Schlachtfelde von Grandson, wo Karls des Kühnen Ritterchaft von dem Schweizer Bauernvolke vernichtet wurde (1476), standen vierhundert seidene, reich geschmückte Zelte, hervorragend das herzogliche, das mit Sammt ausge schlagen und mit Gold und Silber besetzt war. In vierhundert Kisten hatte Karl der Kühne silberne und goldene Stoffe mitgenommen, darunter allein hundert gestickte Röcke für sich selber. Sein glänzendstes Gewand, das er zu Hofe bei festlichen Gelegenheiten trug, wurde auf 200 000 Dukaten geschätzt! Daß an Höfen, die derartigen Luxus trieben, ein bis in die letzte Einzelheit ausgeklügeltes Zeremoniell mit Rang- und Kleiderordnung herrschte, sei hier nur erwähnt, eine Schilderung würde viel zu weit führen.

Rein Jahrhundert hat mit dem Schmucke von Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen so reichen Luxus getrieben, als ihn das sechzehnte innerhalb Europas sah. Deutschland stand nicht oben an, Spanien und Frankreich gingen viel weiter darin, trotzdem läßt sich der Aufwand, den das deutsche Volk damals im Schmucke aufweist, in gar keinen Vergleich stellen zu dem unserer Tage. Luther nennt die Frauen „tolle Thiere, die mit Schmuck nicht zu ersättigen sind“.

II.

Ueberall traten Kritiker des Kleiderlurus auf, Prediger gegen die Leppigkeit, die Wollust und die Sittenlosigkeit. So Johannes Huf, der in einer seiner Streitschriften zahlreiche Beschreibungen des Kleiderlurus giebt. So schreibt er z. B. von den Frauen: „... Die Weiber trugen und tragen ihre Kleider oben an der Halsöffnung so ausgeschnitten und weit, daß beinahe bis an die Hüfte der entblößten Brüste überall Jeder ihre leuchtende Haut offen erblicken kann, in den Tempeln des Herrn vor den Priestern und Geistlichen ebenso, wie auf dem Markte, aber noch viel mehr im Hause, und was noch von der übrigen Brust bedeckt war, das ist, wie schon vorher gesagt wurde, so hervorstehend künstlich vergrößert und hervorgeschoben, daß es fast wie zwei Hörner an der Brust erscheint.“ „Dieselben Frauen wollten durch eine wunderbare Anordnung selbst gehörnt sein in ihrer äußeren Erscheinung, damit sie gleichfalls (früher ist ähnlich von den Männern die Rede) öffentlich zeugten, daß sie den Thieren zugehören; denn auf ihren Köpfen gestalten sie die Schleiern nicht ohne große Mühe so, daß mindestens drei Hörner, eins über der Stirn, die anderen auf dem Scheitel des Hauptes, emporragen. Dann machen sie an der Brust zwei andere Hörner mit den herausgeschobenen Brüsten, indem

deren Hervorstehen durch Kunst verstärkt wird, so daß selbst, wenn sie sonst von Natur garnicht hervorstehen, sie doch wenigstens auf der Form des Hentes und durch Zufügung von Eitelkeit anderer Kleiderkunststücke die Hörner ihrer Brust aufrichten. Dann wie die Weiber an den Füssen Hörner tragen, indem der langen und geschwäbelten Schuhe immer mehr werden, das ist auch einem Beobachter von heute bekannt.“

Wie in Deutschland Huf, so trat in Italien Girolamo Sabonarola gegen die Gebrechen seiner Zeit als unerbittlicher Kritiker auf. Beide endeten auf dem Scheiterhaufen.

Nicht bloß die Vorläufer der Reformation und ein Theil der Reformatoren traten gegen den Kleiderlurus auf, auch aus der katholischen Kirche kamen Mahnrufe. Nicht ohne Wirk ist die folgende Stelle, die wir einer 1639 erschienenen Flugschrift: „Amobischer Kleider Teuffel“ des Kaplan Glinger zu Arheilgen entnehmen:

„Man liest in Historien, daß ein Türkischer Kaiser insmal von einem Kunstreichen Mahler, den er an Hoff gehabt, begehret, er sollte ihm allerley manier und Kleiderpracht d' Völker unter der Sonnen abmalen, wie ein jegliche nation sich kleidete und einherginge. Da hat er eine nach de anderen in seinem Habit entworfen, den Türken auf Türkisch, den Tartarn auf Tartarisch, den Perser Persianisch, den Griechen Griechisch, den Italiener uff Italienisch, den Spanier Spanisch, den Frankosen Frankreichisch, den Engelländer uff Engelländisch, den Ungern auf Ungersisch, Summa einen jeden mit seiner Tracht. Leßlich hat er einen nackenden Mann gemahlet mit einem Wallentuch unter dem Arm. Dann der Kaiser einen nach dem anderen besichtigt, leß er es im gefallen, allein da er an den Nackenden Mann gelanget bey welchem nichts geschriebeu, hat er gefragt, wer dieser sey: Darauf der Mahler geantwortet: Es ist ein Teutscher und vermeidet, er wisse ihm kein eygen Tracht anzumalen, dan er nit bey der alten kleidung bleibt sondern gleichsam aller anderen nationes Aff sey, bald so bald anders sich kleide, darumb er ihm ein Wallentuch gemahlet, darauß seines Gefallens, er ihm ein kleid, wie er wolte, machen lassen möchte, er wußte ihm kein gewisses Muster zu geben.“

Wann dieser Mahler heutigen Tags noch lebete, er würde solchem nackenden teutschen auch den haken tuch nicht lassen, sondern ganz bloß in einem Badt-hemdslein oder Niberkleyd unter die allemobische, wunderbarlicher weise zerfetzte, zerschmitzte, vernistete, Dreißtütige, Spitzbürtige, Zapdegichte, Großkrügichte Zunderlein dahin stellen, wie jener feine Kupferstecher in seinem gemälte, mit dem: Es gefest nit der feins.“

Der Luxus trieb zu immer größeren Uebertreibungen, er fraß Hab und Gut, so daß die Luxus-treibenden selbst auf Mittel sinuen mußten, um ihn einzuschränken.

Nachdem schon vorher die Teilnehmer an Turnieren Verabredungen über die Einschränkung der Kleiderpracht getroffen hatten, wurden Maßnahmen zu diesem Zwecke 1495 auf dem Reichstage zu Worms zur Sprache gebracht. 1497, auf dem Reichstage zu Landau, wurden die ersten des heiligen römischen Reiches Kleiderordnungen erlassen, andere sind z. B. aus den Jahren 1548 und 1577 überliefert. Die von 1548, die von der späteren nur in wenigen Worten abweicht, ist auf dem Reichstag zu Augsburg beschloffen worden. Aus der Einleitung wird man die „staendischen“ und wirtschaftlichen Grundzüge, die ihren Erlaß erklären, leicht erkennen:

„Nachdem ehrlich, ziemlich und billig, daß sie em Jeder, weß Wirken oder Verkommen er sey, nach seinem Standehen und Vermögen trage, damit in Jeglichem Standt unterschiedlich erkandnuß sein möge und aber die Kostlichkeit der kleidung under den Herrn, Ritterchaft, Adel, Burger und Bawersmann, demmaß und iberhand genommen, daß dardurch nit allein sondern Personen, sonder auch Landtschaften im Abnemung und Ringgerung irer Narung kommen sein. Als nemlich, so wirbet durch die gulden Tücher, Sammat, Damast, Atlas, Fremde Tücher, köstliche Breten, Berlin, und ung-Goldt dero man sich beho

zu Köstlichkeit der Kleidung gebraucht, ein  berwiegendlich geltend auf Teutischen Nation gefuert, auch Neide, Haß, und Unwillen, zu Abbruch christlicher Liebe erweckt, und so solche Köstlichkeit der Kleidung, durch au  unmaeiglich gebraucht, das  nder den Fürsten und Groben, Groben und Edelmann, Edelmann und Burger, Burger und Bawersmann, kein Unterschied erkandt werden mage.

So haben Wir uns mit Churfürsten und Senden, nachfolgender Ordnung der Kleidung vereynigt, und verglichen, die Wir auch bey Stra  und Poen darauf gesetzt, genzlich gehalten haben wollen.

Es folgen dann Abschnitte von Bürgern, Bauern, und anderen Untertanen, vom Adel, von Doktoren, von Grafen und Herren, Pferdzeug, auf welches dann wieder Bestimmungen über den Lurus der Geistlichkeit folgen.

Den Schluß bilden Stra bestimmungen. Da heißt es: Kleid und Kleinod, das gegen diese Ordnung getragen wird, soll konfiszirt werden und doppelte Geldbuße des Werthes des Gegenstandes verhangt werden.

Welter als die reichsrechtliche Regelung* war die von Landesfürsten und städtischen R then versuchte. Hier zeigt sich die Polizeigegebung jener Zeiten zwar nicht sehr wirksam, aber desto eifriger.

Die Polizeigegebung des Mittelalters war eine sehr ausgebildete. Wenn ihrer Regelung auch eine Reihe von Angelegenheiten nicht unterworfen war, so hat sie andererseits auf Gebieten zu reglementiren gesucht, die heute vom polizeilichen Eifer fast völlig verschont sind; hieher gehören die Lurusmandate und vor Allem die Kleiderordnungen. Jahrhunderte hindurch hat man in Frankreich, Italien, Deutschland, Spanien, in Schweden und Norwegen und anderwärts die Tracht zu regeln, auf Trinkfassen, Leihenbeg ngnissen, Kindtaufen usw. Einfluß zu nehmen gesucht. Am interessantesten sind vielleicht die Kleiderordnungen, denn ihnen sind interessante Aufschlüsse zu entnehmen, wie sich die Menschen in den verschiedenen Zeiten hielten, welche Sitten, welche Gebräuche in jeder Periode herrschten.

Von Königen und Fürsten, von kirchlichen und städtischen Behorden, auch von Universitäten sind uns derartige Polizeiverordnungen überliefert; so sehen wir z. B. die „Kleiderordnungen“, „Ordnungen und Reformationen von Tracht und Kleidung“, „Hofordnungen“ in Sachsen in f rliche, für das ganze Land bestimmte, in andere, die von weltlichen und geistlichen Herren erlassen wurden und sich deshalb bloß auf ein beschr nkteres Gebiet erstreckten, dann kommen städtische und endlich von Rektor und Professoren-Kollegium angeordnete Kleiderordnungen für die Universitäten Leipzig und Wittenberg.

Welter als die städtischen Ordnungen waren in Sachsen und wohl auch anderwärts die städtischen, doch auch die städtischen erstreckten sich in Sachsen auf einen Zeitraum von 300 Jahren, sie begannen im Jahre 1482 und reichten bis in die Zeit vor der französischen Revolution. Die zahlreichsten städtischen Kleiderordnungen besitzen wir aus der Zeit des dreijährigen Krieges. Nicht nur Städte wie Dresden, Leipzig, L tzsch, Meißen und Freiberg* sind es, in denen man hier solche zu erlassen sich genötigt sieht, weil in ihnen, am allerwenigsten aber in den ersten beiden Hauptstädten und insbesondere bey den Weibes-Professoren die Hofart wachsam überwacht genommen“, sondern selbst in Orten, wie in dem „St dtlein“ Reichenbach in der Oberlausitz u. A. sieht man „Ein Churf rster Rat“ befohlen, die Einwohner mit solchen „gesunden guten Ordnungen“ zu beglücken. In wie rüstiger Folge sie erlassen, zeigt sich am besten bei Leipzig, das in dieser Beziehung allerdings überaus reich ist. Hier ergingen 1625, 1628, 1634, 1637, 1640 im Januar, 1640 im August, 1642, 1649, 1652, 1661, 1674, 1680, 1698 und vielleicht

* Es sei hier nur kurz erwähnt, daß schon die alten Könige, jeder, Schwab, Baiern und Römer Kleidergebr uche hatten, das aus Frankreich  bertrugene Kleiderordnungen überliefert sind, so aus den Jahren 1273 und 1294.

noch öfter theils neue Gesetze theils Einschränkungen früherer.

Der beste Beweis für die Wirkungslosigkeit der polizeilichen Reglementirung ist gerade die so rasche Aufeinanderfolge dieser Verordnungen. So lagen dem Verfasser z. B. aus Nürnberg im Original u. A. die folgenden Verordnungen vor:

„Auszug aus ein Erbern Raths den VIII. Augusti MDLXVIII berniffter Ordnung und Verpotts, die Hoffart belangend, und was einem jedem, seinem Stand nach, von Kleidung und andern anzutragen geblirt und zugelassen ist.“

„Ferner: Ein Erbern Raths der Stadt Nürnberg, verneinte Policeyordnung und Verpot der Hoffart, und was einem jeden seinem Stande nach, von Kleidung und andern zu tragen gebuert, und zugelassen ist. MDLXXXIII.“

„Verneinte Ordnung und Verbott der Hoffart eines Edlen Ehrenbesten von Weisen Raths der Stadt Nürnberg, was unter ihrer Burgerchaft, Imwohnern, Unterthanen und verwandten, jeden in seinem Standt, von Manns- und Weibspersonen, in Bekleidungen zugelassen und verbotten wird.“

„Bekannt bey Balthasar Scherffen. MDCXVIII.“ Die Hochzeitsordnungen und Kindtaufordnungen wie die Leihenordnungen gehen in Nürnberg in's 13. und 14. Jahrhundert, vielleicht noch weiter zurück. Wie wenig wirksam sie waren, geht daraus hervor, daß Hochzeitsordnungen uns überliefert sind aus den Jahren 1603, 1619, 1622 und 1626, dann Kindtaufordnungen aus den Jahren 1612 und 1625, Leihenordnungen aus den Jahren 1614 und 1625. Als Beispiel einer Hochzeitsordnung geben wir einen Auszug aus der von Freiberg in Sachsen. In der Rathswillk r vom Jahre 1413 heißt es im § 18: Niemand soll gro ere Hochzeit oder Wirthschaft machen als zu 10 Tischen; wer darüber gro ere Essen macht, soll der Stadt 1 Schock Groschen geben. § 19: Keine Frau soll mehr denn ein K ndelbrod (B cknerinnen-Bekuch-Schmau ) machen und nicht mehr denn 10 Frauen halten bei Strafe 1 Schock Groschen an die Stadt.

Die Willkür des Raths über den Aufwand bei Hochzeiten, Kindelbroten und Taufen vom Jahre 1439 bestimmt folgendes: „Jeder, der Hochzeit oder Wirthschaft machen will, mag setzen zu 10 Sch ffel. Auch soll man zu Hochzeiten nicht mehr denn 5 Essen geben, bei Strafe 1 Mark l thigen Silbers . . . ungebekete Gäste sollen nicht geduldet werden.“

Daß man in Hochzeitsordnungen ein Hülfsmittel zur Abstellung von Mißbräuchen, wenn auch vergeblich, suchte, erklärt sich leicht aus den Hochzeitsgebr uchen, von denen wir eine Schilderung folgen lassen.

Von einer am 6. November 1543 abgehaltenen adeligen Hochzeit berichtet Ch. Gerard in seinem reichen Buche: „L'anciens alsace   table“ (Alt-Saß bei Tisch): Sieben in einem besonderen Saale gedeckte Tische waren mit Damen besetzt, an neun Tischen im großen Saale des Schlosses saßen die Herren vom hohen und niederen Adel, die Gepl chtet und die Deputationen waren an 12 Tischen des „Sommerjaales“ untergebracht, in den Korridoren saßen an 6 Tischen die Stallmeister und das andere Gefolge der Herren vom hohen Adels, im K nzlerjaale hatten die Angestellten und Diener Platz genommen, in der Küche das weibliche Dienpersonal; 48 Tische waren besetzt. Sieben Küche und sieben H lfstische, unter Leitung eines Hofmeisters, hatten das Essen zubereitet, eine Schaar von Pagen bediente die adeligen Damen, Diener die Aulieren; in drei Absätzen wurde das Essen ein- und ausgetragen, bei dem 26 Speisen, zum Theil raffiniertester Art, servirt wurden. 9 Ochsen, 18 Kälber, 80 Lämmer, 100 Ferkel, 152 Kapunen, 200 H hner, 320 Enten anderen Geflügels, dann noch 90 Gänse, 60 Rebhühner, 70 Belfassien, 3000 gefasste Eier neben den vorräthigen, 100 Milchschweine, ein Zentner Speck und 336 Maß Wein wurden verbrancht. Wie üppig muß es da erst bei den Hochzeiten an den H fen der verschwenderischen

Fürsten im Zeitalter Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. hergegangen sein!

1571 wurde von dem Magistrate von Mühlhausen im Elsaß die Zahl der Hochzeitsgäste auf 80 eingeschränkt, 1750 und 1782 wurde deren Zahl auf 60 herabgesetzt.

1577 und 1614 wird in Weizenburg die Zahl der Hochzeitsgäste auf 60 beschränkt, länger als von 10 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags sollte der Mittagsschmaus nicht dauern und der folgende Abendsschmaus nicht länger als von 6 bis 10 Uhr Abends; ein „schlechtes Abendmahl“ war dann noch am dritten Tage nach der Hochzeit gestattet.

Doch kehren wir zu den städtischen Kleiderordnungen zurück. Die älteren Lurusordnungen von Hamburg sind verloren gegangen; wir besitzen keine frühere als die am 21. Februar 1583 publizierte. Dieselbe ist sehr ausführlich und umfaßt die Kleidung und die „K sten“ sämmtlicher St nde, des Raths, aller verschiedenen Rathsdieners, der Handwerker bis hinab zum Tagelöhner und zur Dienstmagd. Daraus geht schon hervor, daß ebenso wie im alten Rom und im Ost-Römer-Reich auch in Deutschland in früheren Epochen der Geschichte, wie ja heute noch beim Militar und zum Theil auch noch in der Hoftracht, die rechtliche Stellung und die Bedeutung einer Person durch äußerliche Zeichen, namentlich durch die Kleidung und durch einen bestimmten Schmuck gekennzeichnet wurde. H tte in früheren Jahrhunderten die Magd die Rolle ihrer Herrin spielen und der Handwerksgefelle sich mit dem Degen des Studenten schmücken wollen, hätte es die „Dirne“ gewagt, jungfräulichen Schmuck anzulegen, die beschimpfende Milche und den kurzen Mantel, die Zeichen ihres „Gewerbes“ von sich zu werfen und „in den Haaren zu gehen“, obgleich sie ein uneheliches Kind geboren — so wäre ihnen Allen der angemessene Schmuck auf öffentlicher Straße von den Gerichtsdienern abgerissen, der Dirne wären die Flechten unter dem Pranger abgeschnitten, daran genagelt und sie selbst wäre des Landes verwiesen worden. So hatte demnach das Sprichwort: „Kleider machen Leute“ eine ganz andere Bedeutung als in unseren Tagen. Früher machten eben Kleider die Leute; insofern die Kleidung das Zeichen einer bestimmten Berechtigung war, insofern sie die Stellung und den Werth des Einzelnen im bürgerlichen Leben darlegte. So schien eine Kleiderordnung das beste Mittel, die Lust, mehr scheinen zu wollen, in die st ndlich festen Schranken zurückzuweisen. In den meisten Gesetzen ist Geburt, Rang und Vermögen als gleichentscheidend nebeneinander aufgezählt; in anderen hingegen werden die Unterschiede in der Kleidung nur nach dem Vermögen abgestuft. In einzelnen Stadtgesetzen endlich wird, in Betreff des Geschmeides der Weiber, als vierter entscheidender Punkt der Umstand herorgehoben, ob ein Weib verheirathet oder unverheirathet ist, insofern den Ehefrauen ein reicherer Schmuck als den Jungfrauen gestattet wird; der Ehestand galt eben als ein Ehrenstand, dem wie jedem anderen Ehrenstande äußere Ehrenzeichen zukamen.

Gewänder von Seide waren in allen Gesetzen als ein besonderes Vorrecht der adeligen Frauen und Jungfrauen angeführt, dem Bürgerstande sind nur einzelne Theile der Kleidung von Sammt und Seide gestattet usw. Jeder Zierrath ist haarscharf nach den verschiedenen Gründen der Berechtigung abgestuft. Schon im 13. Jahrhundert wurden Kleider mit Gold, Silber und Perlen geschmückt und mit Tressen in verschiedener Weise verziert; alle Gesetze aus jener Zeit enthalten das gleichlautende Verbot, daß man keine Zierrathen (hyrode) von Gold, Silber und Perlen auf den Kleidern tragen solle und sie ebenso wenig mit Tressen (Stripen) von rother, blauer und grüner Seide besetzen dürfe. Allmälig schien dieses Verbot zu hart; man gestattete diesen bis dahin verpönten Schmuck und setzte nur ein Maximum des Gewichtes fest. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt stieg im Hannoverischen das gestattete Maximum.

Wird man die Kleiderordnungen der verschiedenen Städte und vergleicht sie mit den heutigen monotonen Moden, so glaubt man die Beschreibung phantastischer Theaterkost me vor Augen zu haben, alleir



Gut bewacht. Nach dem Gemälde von J. Marshall.
Copyright 1884 by Franz Hanfstaengl, München.

VERLAG VON
FRANZ HANFSTAENGL, MÜNCHEN.

dennoch werden die Straßen und Märkte der Städte dem Beschauer kein so buntes und schillerndes Bild dargeboten haben, als man nach den bunten und reichen Trachten der Weiber hätte erwarten mögen; denn die gestrengen Rathsherren verlangten, daß die Frauen und Jungfrauen auf der Straße ihre reichen Trachten mit einem Mantel verhüllen sollten, so zum Beispiel angeordnet im Hildesheimer Statut von 1722. Auch in der Kirche sollte man im Mantel erscheinen; selbstverständlich umging man auch diese Bestimmungen, indem man die Kleider so lang machte, daß der Mantel nicht Alles bedecken konnte. Die Mäntel selbst fütterte und verbräunte man mit Pelzwerk.

In manchen Orten durchbrachen aber die Frauen diese Verbote vollkommen, wie man aus folgender Schilderung der Kleider der Hamburger im Jahre 1552 in einer lateinischen gereimten Reißbeschreibung (Iter Salsicium von P. D. Hull) ersieht:

„Sieh, wie das Volk hier stätlich eingereht. Reiche Spreiten sich über die Schultern und zeigen Dir Felle und Städte Dunt in unzähligen Farben gemalt; des jüdischen Prädigt jährlender Schweiß heut keinen so wechselvollen Anblick, Und nicht so vielfach strahlet die regenischwangere Volk.“

Da die städtischen Obrigkeiten voraussahen, daß die einzelnen Bestimmungen der Kleiderordnungen durch neue Moden umgangen werden würden, so versuchten sie sorgfältig eine Stabilität der Mode vorzuschreiben, welche das Genie der Schneider in spätere Zeiten schlug; alle über kurz oder lang aufkommenden „Muster und Trachten“ wurden bei schwerer Strafe verboten. Die Braunschweiger Rathsherren verboten es sogar, solche neue Muster zu erfinden; es sollen nämlich den Schneidern „solche neue Muster (Erfindung) und Muster“ abgenommen und der Erfinder mit exemplarischer Strafe belegt werden. Im dem Kampfe, welchen die Genie der Schneider gegen die gestrengen Obrigkeiten geführt, haben die Letzteren, wie Bodenweyer in den Hannoverischen Rechtsalterthümern konstatiert, überall unterliegen müssen, weil das höhere Geschlecht stets auf die Seite der Opposition trat, so daß jeder verheiratete Rathsherr nicht allein gegen das Genie, sondern, was oft ausschlaglos war, auch gegen seine eigene Ehefrau zu Felde ziehen mußte.

Rasch verbreiteten sich die Moden. Die großen und „ungeheuren Mäntel auf Englische Manier, die Eisen unter den Händen“, hatte kaum ein verjährtes englisches Schneidergenie erfunden, als sie schon von den braunschweigischen Amtleuten und Rathsverwandten nachgeahmt wurden. Kaum 30 Jahre waren verfloßen, seitdem Elisabeth von England sich zuerst der seidenen Strümpfe bedient hatte, als man in Braunschweig über diesen Luxus der Amtleutenwiber jammerte, ja eine hildesheimische Rathsherrin mußte 1663 den „Straumbieren und Capüssen“ den Gebrauch von seidenen Strümpfen verbieten, nachdem schon 1650 in Braunschweig ein gleiches Verbot für den dritten Ringerand erlassen war.

Die auffallend rasche Verbreitung der in England zuerst aufgefundenen Seidenstrümpfe erklärt sich nicht bloß aus der Raschheit, sondern auch aus einem sehr wichtigen Vorgange in der Industrie-Geschichte, aus der 1589 gemachten Erfindung des Strümpfwirkes durch den Cambridgeger Knäppler William Lee. Dadurch wurde es erst ermöglicht, daß das, was kurz vorher nur einer geschickten Hand möglich, bald dem kleinen Bürgerstande nicht mehr unerschwinglich war.

III.

Die Kleiderordnungen betrafen nicht bloß den Preis, den ein Kleid haben darf, sondern auch die Zeit, die der Einzelne davon besitzen durfte.

Wahrscheinlich als Mittel sozialer Klaffenabgrenzung den Kleiderordnungen beigegeben wurde, zu welcher tragisch ererbten Konventionen sie Anlaß geben konnten, zeigt der folgende Fall, der aus die Geschichte der Nassau und der in beiderzeitigen Bestimmungen der Kleiderordnungen an-

zuknüpfen hat. Das 17. Jahrhundert brachte die Perücke auch für Leute auf, die über ihren natürlichen Haarschmuck verfügten. Zum Theil noch bis in die dreißiger Jahre des 17. Jahrhunderts trug man nach spanischer Mode das Haar kurz, dann lang und um das Haupt flatternd, weshalb natürlich den „unteren Ständen“ verboten wurde, das Haar lang zu tragen. Welche Bedeutung diesen Verböten beigegeben wurde, geht nicht nur daraus hervor, daß viele Bauern wegen Tragens langer Haare bestraft wurden, so 1652 in der Lausitz, sondern, daß deshalb sogar Blut floß; ward doch am 10. Februar 1624 der Bauer knecht Thomas von Schlegel in der Nähe Jüttaus auf der Hirschfelder Straße von einem „vollen Edelmann“ um langer Haare willen erstochen.

Auch in das Leben der arbeitenden Klassen gewöhren die Kleiderordnungen Einblicke. So heißt es in der „auf Landes-Herrlichen Gnädigsten Befehl E. E. Raths der Stadt Braunschweig publizierte Kleiderordnung (Braunschweig, Gedruckt durch Christoph Friederich Jülligers sehl. nachgel. Wittib und Erben) 1705“: „In die fünfte Classen seynd zu setzen, Tagelöhner, welche keine Bürger seyn, Knechte, Mägde, Annen und Warts-Frauen“; also doch nach unferem heutigen Sprachbegriffe durchaus Proletariat. Denen scheint es damals doch sicherlich nicht schlechter gegangen zu sein als heutigen Tages, heißt es doch in der angeführten Verordnung unter X recht weislich:

„Diejenige, welche in den fünften Stand gehoeren sollen außer dem, was in vorgehenden Ständen albereit verboten, nicht tragen. 1. Weiß Knüppels oder Kanten um die Hüften, Hals-Lücher und sonst, es sey genähet, gewirkt oder getnüpelt. 2. Weiße, rothe, gelbe, oder anderweit gefärbte Schuhe und Pantoffeln, insonderheit von rothen und gelben Saffian, englischen Leder und dergleichen. 3. Die Hüften von Taffet, seiden Damast, Briggischen oder andern Atlas, Sammet oder dergleichen kostbaren Zeug. 4. Die schwarze, breite und theure Kanten oder Spitzen, wie auch Agrementen, oder wie es sonst genamet werden mag. 5. Lange seidene schwarze und weiße Hals-Lücher. 6. Die lange bis über die Knie hinaus reichende Wämser, es sey von Catun, Polinet, Sarge oder andern Zeug. 7. Die theure Hamburgische, Engelsche, oder andern Orten gemachte Strümpfe. 8. Alle Röcke oder Wämser von Polinet, fremden Sarge, oder willkürnem Damast, Ratin oder dergleichen auswertigen Stoffen. 9. Alle Manteln und Schlaff-Röcke, sie seyn von Catun oder andern Zeug. 10. Item alle Hüften, Halsbänder und halbe Ermel und Schürzen, auch Regenlaken von Bilseldischen, Schlesien und Polnischen Liniwand, Schier oder Catun, auch hier zu Lande gemachten zarten Liniwand, davon die Elle über 6 Mgr. kostet. 11. Theure Corallen um den Hals, ungleichen silberne Schmuckungen. 12. In Summa, alle Kleidungen, von fremden außer dieser Stadt verfertigten Wahren, vielmehr dem Gesinde, und anderen ihnen gleich zu schätzenden Leuten an Mannes- und Weibes-Personen ernstlich zu gebieten, nichts als hie in dieser Stadt oder im Lande bereite oder fabricirte Wahren an Läden, Rasch, Sarge, Strümpfe und Liniwand zu tragen. 13. Alle gefranzte Haare oder Haupt-Fierde von fremden Haaren, schwarzen oder couleurten Bandwerde, item weiße und schwarze Klappen von seiden Flohr, Taffet oder Kessel-Luch. 14. Alle güldene Ringe. 15. Große Schleißen von breiten seidenen Bände an den Hals gehendet. 16. Die mit Zwirn gestickete Quader an den Schürzen oder Ermeln, alles bey Straffe von Thaler.“

Nach interessanter ist „Eines Ehrsamem, Hochweihen Raths beß Heiligen Reichs stat Augsburg Gracocelle Fierd- und Kleider Ordnung (Gedruckt zu Augsburg bey Simon, Bhschneider, auff unser lieben Frauen Thor Anno 1668)“. Hier finden wir neben den Verböten ausführliche Anordnungen, wie die Tracht der Arbeiter und Arbeiterinnen sein soll. Das Kapitel in dieser Kleiderordnung, das uns am meisten interessieren muß, ist überschrieben:

„Die gar gemeine und schlichtere Handwercks-Gesellen, auch Knecht Kätz und Luch-Gehalten betreffend.“

Diese mögen zu ihren Kleidungen auffß höchste Willin Tued (die Glen maist auff einen Reichthaler oder 2. Gulden), Leder, Bursat, Grobgarn, und was selbigen Behrts ist, tragen, auch auff ihre Kleider, Röck und Mäntel ganz nichts von gutem oder falschen Gold und Silber brämen, noch an die Hosien über 10. oder 15. Glen gemeine Seiden, Bändel, oder mehr Knüppf weber die Nottruft, erfordert, heften lassen, wer sich höherer Sorten, oder eines mehrern gebraucht, soll von jedem Werttrett 3. Gulden Straff erlegen.

Auch sollen sie keine Hemmeter von theurer, sonder mir solcher Leinwath, da die Glen 16. oder 18. Kreuzer kostet, dergleichen keine Spiz über 3. oder 4. Kr.(euzer) wehr tragen, bey Straff 2. Gulden.

Ehner gestalt seynd ihnen die seydene Strümpf, wie auch die Schuch von auffgeribenem Cordalvon und die seydene Franzen an den Wührbehengen abgeschafft, bei Straff 1. Gulden.

Zugleichen sollen sie keine gespiegelte, sondern allein solche Hüet tragen, welche sambt der Schürer nicht über 2. oder 2 1/2. Gulden kommen, bei Straff 1. Gulden.

Den Dienstmägden ist erlaubt, einen Rod von Lindisch, oder anderem Willenen Tued und gemeinem Zeug, doch keineswegs von hohen Farben, und daß die Glen Tued nicht über 2. oder 2 1/2. Gulden koste, mit seydnen Vertlein, die Glen per 2. oder 3. Kr. drey oder vierfach verbrant zutragen.

Item sollen ihnen die Brüstein, Mieder und Fürtlicher von schlechten und wolfaulen Zeugen und Materialien auch mit seydnen Vertlein verbrant: dergleichen ein Erzene 6. in 7. Gulden und ein Bäknerhauben ohne Sammet auf 4. oder 5. Gulden. So dann ein gestochene silberne Beschlaggürttel auff sitzen oder acht Gulden sambt einer Messerschaid ungefähr auf 7. oder 8. Loth Silber schwür, und ein Haarband mit kleinen Perlen auf acht oder neun Gulden wehr, zutragen, erlaubt seyn, welche sich aber hierwider eines mehrern annahen würden, sollen von jedem Wertfahren vmb 2. Gulden gestrafft werden.

Dargegen sollen sie sich zu den Miedern, Brustflecken und Schließern der seydnen Zeug, Sammet und anderer theurer Wahren, bevorab alles Verbrämens mit Spizen und Borten (ausgenommen die Spizlen und Vertlein auff drey Kreuzer Wert, so ihnen unterwöhrt seyn sollen). Item der Nalafinen Zöpf, wie auch der Atlas- oder mit Gold und Silber eingetragenen Daffelbänden: Zugleichen der Wiser oder Hirschsäpplen und Halsbinder auß Seyden, oder zarten Flor, mit nichten mehr gebrauchen, bei Straff 2 fl.

Ferner sollen sie nicht Macht haben, Böhmishe oder Polnische Hauben, wie auch offne Schließer mit Bändern, oder auch mit Madereschwaiffen sürgeschossen: Item die große lange und hohe Krätz, die Werschlag von zarter theurer Leinwath, und welche mit schwarz seydnen oder anderen theuren Spizen oder Borten geziert seynd: Dergleichen die hohe und breite Schlayer: die theure Spiz an den weiß leinenen Schürzen, auch darzu kein theurer Leinwath, als die Glen per 16 oder maist 18 Kreuzer: So dann die braite seydene Daffel- oder Atlasbänder, und was dergleichen mehr seyn mag, zutragen, bey obgehörter Straff.

Und dann sollen ihnen die schöne gestrickte Buggelhauben bei Straff 1. Gulden, abgeschafft, die Tenige gestrickte Hauben aber, so in 40. Kreuzer, oder 1. Gulden gelten, erlaubt seyn.“

Die Kleiderordnung befaßt sich auch mit den Klag-Kleibern (Trauergewändern) der Diener und Knechte, doch genügt die Feststellung schon, daß man es auch da von nöthen hielt, den Luxus zu bekämpfen. Aehnliche Bestimmungen finden wir auch in der sächsischen Landesordnung von 1612 und noch vielfach sonst. Es würde sich wahrlich verlohnen, dieses ganze Material als Beitrag zur Sozialgeschichte der deutschen Arbeiterklasse gründlich zu behandeln. Vielleicht regt diese Skizze Diesen oder Jenen dazu an. Das Material ist reichlich vorhanden, so unter anderem im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Genesung.

Von Clara Uebig.

Sie siedelten im Dorf. Der reiche May gab Hochzeit; seine einzige Tochter heirathete den einzigen Sohn vom Nachbar Bamberzki — schwere Bauern alle Zwei. Der May hatte sieben Pferde und der Bamberzki auch, und Scheunen hatten sie, nicht nur Fachwerk, nein, Mauersteine, ganz solide. Jeder von den Beiden hatte seine vierhundert Morgen Land; 's war ein anständiger Bagen, der da zusammentam.

Die Fenster im Hochzeitshaus waren fest geschlossen, aber die Läden nicht vorgelegt; die Neugierigen auf der Gasse konnten hineingucken in die zwei großen Stuben, wo die Gäste saßen und schmauseten. Man hatte Alles hinausgeschafft, Betten, Schränke und Truhen, nur lange Tische aufgestellt und lange Bänke.

Die Tropfen rannen von der Stirn — es war eine barbarische Hitze — der Geruch des Essens mischte sich mit dem des Schweißes, die Backen glühten, die Lippen troffen von Fett. Jeder Mann saß bei seiner Frau, und sie schoben sich gegenseitig auf den Teller und ermunterten sich: „Du, Väter — du, Mutter — thu' man assen, so en Gubdes kriegste nich alle Tage verhämt!“

Brühsuppe, ganz braun vom Eintochen — Nudeln darin und Krebschwänze — gebackene Fische, junge Gemüße, neue Kartoffeln, Schweinebraten, Kalbsbraten, Gänsebraten — zwischen jedem Fleischgang eine dampfende Mehlspeise — Alles in riesigen Schüsseln auf dem Tisch; die Braten in große Stücke gehackt, gleich fertig zum Zulangen.

Die May-Bäuerin ging herum und nützte: „No, thu' Sie doch zulangen, 's is so man blos eenmal Hutz bei uns; wer geben's gerne!“ Und sie schenkte ein: Bier, Wein, Liqueur. Sie allein war im Alltagskleid, hatte sie doch zu viel draußen in der Küche zu schaffen und die Mägde zu beaufsichtigen. Wie die hin- und herantaten! Hochrothe Köpfe hatten sie Alle, die Röcke flogen um ihre drallen Waden.

Im Ziegelfur saßen die Musikanten, die wollten doch auch bebient sein; zwischen jedem Stück schlangen sie häufig etwas herunter. Und tranken thaten sie! Warum auch nicht? Der May hatte es ja dazu.

Jetzt spielten sie ein Potpourri aus Tannhäuser; der Pilgerchor klang wie ein Walzer und fuhr dem jungen Volk ordentlich in die Weine.

Nachher wird getanzt, draußen im Grasgarten unter den Bäumen — hei, lustig! Wenn die Schatten dunkeln, schleicht Jeder bei Seite und küßt seinen Schatz.

Die sieben Brautführer blinzelten die sieben Brautjungfern an — Alle hübsche Mädchen und sechshafte Bauernstöchter, in blau, weiß und rosa, das Hinterhaar oben auf dem Kopfe mit Pomade zusammengekleistert, das Borderhaar sorgfältig gebrannt. Sie sicherten und stießen sich an und neigten die Gesichter verschämt über die Teller, daß der heiße Dampf des Essens das mühsame Lockengekränzel auflöste. Sie aßen nicht viel — das paßte sich nicht — nur vom Süßen, von den eingedochten Früchten und Torten; die Burschen aber aßen desto mehr — und die Ehepaare gar!

Die Niesenschüsseln waren schon geleert und wurden wieder gefüllt, die Mägde hoben ätzend die dampfenden Kübel, die Bäuerin hätte schier umfallen mögen vom Nüthigen. Draußen an der Thür wurde Knuchen vertheilt an die Dorfkinder; da fehlte auch nicht eins, die größeren schleppten die kleineren. Wer nicht zur Hochzeit mitgekomen von Nachbarn-leuten und Bekannten, kriegte was Gutes geschickt, auch die Armen wurden nicht vergessen; der reiche May hatte es immer dazu, aber jetzt doppelt, wo die Tochter den Sohn vom reichen Bamberzki freite.

Heut' sollte Keiner hungrig im Dorf sein. Selbst zur Wittwe Dienasch, der Tagelöhnerin hinten in der letzten Hütte, war eine Magd getrippelt, das Knuchenbrot unter den Arm geklemmt, in den Händen den Napf mit Essen. Aber da kam sie schön an!

Krachend schlug ihr die Dienasch die Thür vor der Nase zu. „Wer brauchen Eier Assen nich, wer han o ze assen; freßt's alleene!“

Lachend sprang die junge Magd heim. „Haha, was sich die Dienaschen man ingebildet hat mit ihrem Mädchen, der Gille — haha!“ —

Heißer ward's und heißer in den gedrängt vollen Stuben beim Bauer May. Wenn sie nur die Fenster aufmachen möchten! Aber draußen ist's auch heiß, die Sommerhitze brütet auf den reisenden Feldern, die Luft ist schwer und satt. Und dann die lästigen Fliegen! Es waren ihrer schon so wie so genug hier drinnen; sie krochen über's Tischuch, sie saßen auf den Schlüsselrändern und turkelten bestäubt hinab in die Brühen und Breie, sie klebten auf den pomadisirten Scheiteln und glitschten an den gerötheten Stirnen auf und nieder. Oben an der Stubendecke baumelten zwar Stöcke, mit Honig beschmiert, aber die Quälgeister dachten gar nicht daran, sich dort anzuhängen; was Lebendiges war ihnen lieber. Sie versingen sich surrend im Wyrthenkranz der Braut und im langen weißen Schleier, der sich über dem schwarzeideneren Kleide hauchte.

Eine schöne Braut: volles, frisches Gesicht, rothe, etwas aufgeworfene Lippen und wasserhelle Augen! Das Haar wie gesponnener Flach, nur nicht so fein; starkdrätig lag es in einer fast handhohen Krone auf dem Kopf. Der Mloys Bamberzki konnte wohl lachen! Und er lachte auch.

Er strich sich schneidig den Schnurrbart — das hatte er so weg, unsonst hat er nicht bei der Garde gedient — neigte sich zum Ohr der Braut und flüsterte ihr etwas zu; und dann lachte er. Seine weißen Zähne blühten, die breiten Schultern schüttelten sich; einen glänzenden Blick warf er die Tafel hinunter zu den Brautjungfern, hob das Glas: „Prost“, trank's leer auf einen Zug und setzte es dann dorb nieder. Er lachte wieder, er war aufgereggt. Unter'm Tisch nahm er die Hand der Braut und preßte sie in der seinen wie im Schraubstock; dabei legte er die Zähne aufeinander, als wollte er was zerbeißen.

Herr Gott, war der verliebt! Man sah förmlich, wie ihm der Taumel zu Kopf stieg; er quetschte der Braut die Finger, daß die verwundert die wasserhellen Augen nach ihm kehrte — an, es that weh! Wenn's nicht aus übergroßer Verliebtheit wär', man hätte meinen können, es wär' aus Wuth.

Gegenüber die Väter nickten sich strahlend zu: das hatten sie 'mal gut geschafft! Wenn's auch schon ausgemachte Sache gewesen, als die Beiden da noch in der Wiege lagen: geheirathet wurde, die Acker mußten zusammen, es paßte Alles zu gut — immerhin war's doch angenehm, daß Keines Sperenzien gemacht hatte. Denn daß der Mloys im vorigen Herbst obstinat war und durchaus und durchum nicht an die Verlobung heran wollte, das hatte der alte Bamberzki Keinem auf die Nase gebunden; dazu war er viel zu schlau. Er hatte einfach dem Sohn gesagt: „Gut, nimmste dem May seine Kathrine nich, frigte keenen Pfennig, so wahr ich Gregor Bamberzki heeß! Das scheene Geld muß zusammen bleiben, un soll' ich selber de Kathrine freien; sieh mer so noch Keener meine Fußzig an, bin lang genug Witmann gewesen. Denkste etwa, ich wär' je nich kriegen?“ Und dabei hatte er seine kräftige Gestalt gereckt und war sich mit der Hand durch das noch nicht ergraute Haar gefahren. „Du Esel! Kannst Dich meinetwegen wo amersich als Knecht vermitteln! Wär' schon noch 'nen Sohn kriegen, der hat dann Alles — verkehste? Alles!“ Und der Vater hatte die Lippen zusammengekniffen und mit dem Fuß aufgestampft; der Sohn kannte das, da war nichts Anderes zu wollen.

Und der Mloys war so weichmüthig, gleich hin in Allem. „Er hat en zu guttes Herze“, sagten die Leute. Sie sagten freilich auch mit verhaltener Schadenfreude zum alten Bamberzki: „He, Bauer, Eier Mloys geht mit der Dienaschens Gille!

's is noch gor nich lange her, da stecken sie auf Eier Roggenstoppel hinger'm Schober; se sahen und hörten nich!“

„Ne was“, brummte Gregor Bamberzki, „last mer in Ruh! Last ihm sein Plaisir! Mein Junge schmeißt sich nich weg, der ist viel zu gutt gewöhnt!“

Und Recht hatte er gehabt. Was sollte wohl ein Bauernsohn mit so einer armseligen Magd? Sieben Pferde und sieben Pferde machen vierzehn — vierhundert Morgen und vierhundert Morgen machen achthundert! —

Ob der junge Bräutigam an jenen Abend auf der Roggenstoppel hinter'm Schober dachte, als nun der Herr Vikar ihm gegenüber an der Hochzeitstafel aufstand und in schönen Worten die Glückseligkeit des künftigen Ehestandes pries?

Der Herr Vikar hatte es in sich, man sollte es ihm garnicht zutrauen bei der hageren Statur und den tiefstehenden Augen in dem knöchernen Gesicht. Den schwarzen Rock trug er bis oben zugeknöpft, den Hals strangulirte der enge Stehbort, aber die Zunge war heut' gelöst; Wein und Bier im Durcheinander hatten dazu geholfen, und die Hitze und das Gefummie rundum und die Witze und die vollen blühenden Wangen der Braut unter'm weißen Schleier. Der Herr Vikar wurde berebt, das, was er selbst nicht haben durfte, wußte er gar lieblich zu schilbern; er war ja auch noch jung, und so berauscht er sich an den eigenen Worten, und dabei röthete sich sein blaßes Gesicht, das Wasser lief ihm im Mund zusammen, und die Augen fingen an zu funkeln.

Der Bräutigam starrte ihn an, immer gerade an den geistlichen Mund — was der Alles sagte! Von der Liebe, die schon in den Kinderschuhen erblickt ist, von der Liebe, die sie in Treue und Keuschheit für einander bewahrt hatten. —

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“, sprach der Herr Vikar, und der Schweiß perlte ihm in großen Tropfen auf der Stirn, „darum schuf Gott sie, ein Männlein und ein Fräulein und“ — plötzlich sich besinnend, schlug er die Augen nieder und schloß salbungsvoll: „So seid Ihr nun vereint, Ihr beiden Liebenden, genießet in Demuth die Freuden, die Euch aufgespart sind! Eine gottselige Ehe ist ein Vorgeschnack des Paradieses!“

„Hoch, hoch, hoch! Hoch sollen se läben!“

Alle hoben die Gläser und stießen an; sie lärmten und trampelten unter'm Tisch.

„Der Herr Vikar kann's doch zu scheene“, flüsterten die Weiber ganz gerührt, und die Männer schmunzelten. Verstanden hatten sie Alle nicht viel, sonst würde Mancher nicht so begeistert geschrien haben; denn Der da drißten prügelte seine Frau, und Den hier prügelte sie.

Aber das junge Volk drängte ungeduldig vom Tisch in den Garten. Grüner Rasen lockte weich unter schattenden Bäumen, die nachmittägliche Sonne warf goldene Krügel darüber hin. Die Langlust prickelte in allen Gliedern. Auf dem zusammenge schlagenen Brettergerüst stimmten die Musikanten an, und die blauen, die weißen und rosa Röcke wehten. Wirbelnd drehten die Burschen die Längerrinnen um sich, höher wogte der Busen, der Athem flog, fester preßte man sich.

Die kleinen Vögel im Laub waren alle verstummt.

Der Rasen wurde zerstampft, die Violinen fiedelten, „schrumm, schrumm“ krachte der Baß. Kreischen, Gefächter.

Töne der Lust zogen das Dorf entlang.

Draußen vor der allerletzten Hütte hörte man auch noch die Musik. Einzelne Töne, vom Wind getragen, kamen herüber geflattert, schrill, abgestoßen, ohne Melodie.

In dem verwilderten Grasgarten unter dem alten Apfelbaum saß die Cäcilie Dienasch — Gille hieß man sie. Jetzt zuckte sie zusammen: das war ein Freudenschuß!

Der goldene Schein stahl sich zwischen den Blättern des Apfelbaumes durch und fiel ihr auf die krankhafte Stirn; eingesunken waren die Schläfen, über der Nasenwurzel grub sich eine schmerzliche Falte ein. Sie saß in dem alten Bretterstuhl der Großmutter; man hatte ihr den Hintern gestützt und mühsam hatte sie sich nachgeschleppt. 's war heut' das erste Mal, daß sie da draußen sein konnte. Es war zum Erschrecken dumpf gewesen in der halb dunklen Stube.

Das blauweiße gewürfelte Stiffen hatten sie ihr hinter den Rücken gestopft, denn sie war ja noch so schwach, allein konnte sie sich kaum halten. Ihre Füße ruhten auf einem Stein.

Wie hoch das Gras ist, und wie üppig die weißen Dolmen der Hundspetersilie! Wie die unschuldig und zierlich aussieht mit den sattgrünen Blättern, und ist doch schlimmes Gift! Wer davon isst, muß sterben. Ach ja, als sie noch in die Schule gegangen war, da saß ein Kind neben ihr, das dachte, die Hundspetersilie wäre richtige Petersilie und faute an den Stengeln, kriegte Krämpfe und war halb tot! Sie waren Alle mit zur Leiche gegangen.

Oh — das blasse Mädchen schauerte; es war ihm kalt, trotzdem die Sonne auf den blonden Scheitel schien und von dem flachen Feld hinter'm verfallenen Lattenzaun ein heißer Luftstrom herüber wehte. Da haute jetzt der reiche Bamberski Kartoffeln, im vorigen Herbst war's Roggenstoppel gewesen, und der große Schaber hatte da gestanden.

Die Gille hielt die mageren Finger in den Sonnenstrahl, roth schimmerte es unter der welken Haut — ach, da war doch noch Blut drin, und sie hatte schon gemeint, sie hätte gar keinen Tropfen mehr im Leib! Sommer war ihr kalt, so eiskalt!

Sie schüttelte sich und dann kauerte sie sich zusammen, streckte die Arme auf die Kniee und verbarg den Kopf in den Händen.

Nienaschens Gille war krank gewesen — sehr lange. — Als sie sich legte, blühte hier der alte

Apfelbaum, und das Gras stand im ersten Maigrün. Kein Mensch hätte gedacht, daß sie mit dem Leben davon kommen werde; die kluge Frau ging in der Hütte aus und ein. Und was das gekostet hatte! Wenn man auch nicht viel Weisens machte, allerhand Tränkchen wurden doch geholt, und zuletzt auch der Herr Doktor. Und dann das kleine Grab an der Kirchhofsmauer! Ein Sarg mußte doch sein, der Herr Vikar mußte auch mitgehen und der Kantor!

Die Wittne Nienasch hatte die Faust geballt, wenn sie an den Moys Bamberski dachte, und in grimmig gearbeitet für Zwei in ihrem Tagelohn.

Und die Gille? Die hatte von alledem nichts gewußt, hatte im Bett gelegen in wilden Fieberphantasien und die Finger in die zerschlossene Decke gekrallt.

Die alte Großmutter hatte daneben gesehen, ihr die Fliegen abgewehrt und den Rosenkranz gebetet.

Es ist sehr still in dem verwilderten Grasgarten, leise rauscht der Wind im alten Apfelbaum, die Schierlingsbolben nicken; drüben vom blühenden Kartoffelfeld kommt Vogelgezwitscher — „tirili, tirili“ — ein sanftes Schlummerlied.

Fern, ganz fern klingt die Längmusik.

Die Gille rührt sich nicht.

Da knarrt die Thür der Hütte. Ein gebücktes Weib tritt herans, legt die Hand über die Augen und blinzelt hinüber nach dem Apfelbaum. Kopf-wadelland kommt sie näher, eine gebrechliche, runzliche Alte, tausend Fältchen hat sie im Gesicht; der Mund ist eingeschrumpft, die Augen sind ganz verjunkt.

„Gille,“ sagt sie leise und tippt der Sitzenden auf den Scheitel, „Gille!“

Die Gille fährt auf — Gott sei Dank, es ist nicht die Mutter, die schimpft immer: „Da hast's un, des stinkt dervon!“ — es ist die Großmutter! „Großmutter,“ murmelt sie, „was willstie?“

„vorkommen sollste, Kind!“ Die Alte streichelte über die blonden Haare, küßt den gebeugten Rücken noch tiefer und sieht der Enkelin in's Gesicht. „Mußt nich weenen, Gille, weene man nich! Wär man erst gesund — das Niere vergift sich. Der Herr Doktor hat gesteri erst gesaot: Du wärscht un ge — ge —“ die Zünge stolpert über das ungebräuchliche Wort — „genesen!“

„Ich?“ Das Mädchen will lächeln; der junge Mund hat das Lächeln verlernt, er zieht sich nur in Falten. Milde senkt die Gille den Kopf zur Seite, bis er an der Brust der Alten liegt.

„Großmutter,“ flüstert sie, „biste böse uf mer Sag, kann ich noch eenmal froh wärn?“

„In, in,“ — die Alte wiegt sich hin und her über ihr runzliches Gesicht fliegt ein röthliches Schein — „freilich, freilich! Weeßte,“ sie legt ihre welke Wade dicht an die des Mädchens, „is mer ergangen wie Dir! Un ich ha doch noch 'nen braven Mann gekriegt un bin doch noch froh geworden — ju, ju. Das is un mal nich annerisch Gieb der zufriedent! Sei froh, Gille, de bis un — ge — genesen, saot er, der kluge Garre!“

Schwerfällig steht die Enkelin auf und stützt sich auf den zitternden Arm der Großmutter; langsam warten beide Gestalten der Hütte zu.

Im verwilderten Grasgarten ist Niemand mehr, die Sonne ist verschwunden; es wird Nacht. Von Hochzeitshaus herüber fiedelt die Musik, man hört sie deutlicher durch die Stille. Ueber die Felber geht der Abendwind; da rüttelt sich der alte Apfelbaum — und jetzt — patzsch — eine Frucht saust nieder und zerschellt am Stein, darauf die Füße des Mädchens gerührt.

Die war murrstüchtig, die mußte abfallen.

Aber andere Äpfel hängen noch oben, und wenn die schön lockend roth und gelb sind, wird auch Nienaschens Gille sie wieder pflücken.

Und davon essen. —



In der Reife.*

Du beugt dich das gereifte Korn tief in gefüllter Garben Segen, Und mählig schwillt des Mondes Horn schon seinem vollsten Ziel entgegen.

Das ist des Sommers Reifedrang, Wo Blätter sich und Früchte färben, Dann naht ein leiser Niedergang, Ein müder Glanz, ein stilles Sterben.

Denn Alles, was sich mehr und mehr von Blüthezeit und Blust entfernete, Was überfüllt und fruchtenschwer, Es ward auch reif für Tod und Ernte.

Und wenn einst blank die Sichel naht, Wie freudig wolle' auch ich mich schicken, Könn' ich am Ende meiner Baba Auf Segen rings und Früchte blicken.

Carl Busse.

Ein bewacht. Seit dem frühen Morgen sind sie ruhig bei der heißen Erntearbeit, der Pächter und seine Frau, seine Wacker, die im Eifer ihres Angewandten sich die Frucht ihrer Mühen einbringen. Das Bild des englischen Hüfters paßt uns in eine der letzten großartigen Großstädte, wo neben der Wohlhabenheit des Großgrundbesitzes nach in erheblicher Umfang Arbeit geübt wird, und wo es daher neben den adeligen Grundbesitzern mit ihren Gutsknechten und den armen Landarbeitern mit ihren kleinen Häusern ganz so gut wie gar keine auf eigener Scholle hausende Kleinrentner, wohl aber Pächter im ganzen oder theilweise Eide und der Betriebsgröße angemessene Pachtzinsen giebt. Hier haben wir es mit einem Pächter zu thun, der kein Gebude hat und

sich selbst zur Erntezeit ohne bezahlte Arbeitskräfte behilft. Darum haben die Leute auch ihr einziges Kind nicht zu Hause gelassen, wo es der sorglosen Aufsicht erwaarten müßte, deren kein zartes Alter doch so sehr bedarf, sondern sie haben ihr Herzblättchen mit hinaus genommen auf's Feld, um es nicht aus den Augen zu verlieren. Da ruht es nun, eingehüllt von des Tages Hitze, auf der weichen Decke, im Schatten der zur Spitze geschichteten Korngarben, die es beschützen vor der sengenden Sonnengluth; neben sich als treuen Hüter den zottigen schottischen Schäferhund und — Erquickung bereichernd — den Esel mit Brot und dem Labetrunk für die Eltern, die den ganzen Tag draußen bleiben wollen. Seiner selbst und der Welt vergessend liegt das Kind mit seinen rothigen Pantaloons, dem jammerweiden Händchen, das die eben geschliffenen Feldsäumen umschließt, im langen Wollschleichen und dem breitrandigen Sommerhütchen, womit die liebenden Eltern es herausgeputzt haben, friedlich da:

„Sohn ruhen noch im Zeitenschöße Die heitern und die dunkeln Zooge.“

Auch dies niedliche Geschöpfchen wird wohl von der Zukunft in erster Linie mit Mühe und Sorgen bedacht werden. Die Zeit wird wohl kommen, da es das leichte Flugkleid gegen ein grobes Arbeitsgewand, wie die Mutter es trägt, austauschen und gleich ihr vom ersten Hahnenschrei bis zum Läuten der Abendglocken sich bewegen muß. Aber dann hat es doch wenigstens eine sorglose, reine, fried- und freudvolle Kindheit gewohnt. Wenn die Mehrheit der Menschen auch nur das von sich sagen könnte! — ad.

Ueber die Boslobasitte bei den Ewesuren plaudert Gottfried Ketzbacher in seinem von uns bereits erwähnten Werke „Aus den Hochregionen des Kaukasus“ (Leipzig, Zander & Humblot, 2. Bd.): „Gewiss ist die Boslobasitte, nach welcher die Entfendende als karren gilt und einsam und hilflos im Fochi (Zamenzhaus) ihre Niederkunft durchmachen muß. Welche Schwierigkeiten sich auch dabei ergeben mögen, Niemand darf ihr zu Hülfe kommen; nicht einmal den eigenen Kindern ist es gestattet, sie zu bejagen. Selbst bei der strengsten Kälte wird diese

grausame Sitte aufrecht erhalten. Man stelle sich den harten Winter in diesen hoch gelegenen Gegenden vor! Wahrlich, es muß ein starkes Geschlecht sein, das unter solchen Umständen zur Welt kommt, und starke Frauen, die solche Behandlung ertragen können! Die Speisen werden durch eine Oeffnung im Dache des Gebäudes hinabgelassen. Während des Aktes der Entbindung sitzt der Mann, mit dem Gehehre bewaffnet, auf dem Dache, um den Teufel zu hindern, das Kind zu tödten. Alles, was mit der Frau während dieser Zeit in Berührung kommt, Geschirr, Kleidung usw., ist unrein; sogar ihre ganze Familie gilt zur Entbindungszeit einen ganzen Monat lang als unrein, und kein Glied der Familie hat bis zur Zeremonie der Reinigung des Hauses das Recht, den Chati (Gemeindehaus) zu betreten. Erst nachdem die Frau ein Bad im Bache genommen und dort alle Kleider sorgfältig gewaschen und gereinigt hat, kann sie unter gewissen, festgesetzten Zeremonien in die Wohnung zurückkehren. Nachdem sodann das Haus vom Chuzi (Dorfgeistlichen) wieder geweiht worden ist, gilt der Mann als genommen. Zu diesem Zweck schlachtet der Chuzi auf dem Dache des Hauses zwei Wochen nach der Geburt des Kindes und ein zweites Mal kurz vor der Rückkehr der Frau ein Stück Vieh und bespritzt jedesmal mit dem in einer Schale aufgefangenen Blute des Opfers die Pfeiler und Wände des Hauses; dann erst gelten das Haus und seine Bewohner, die Frau und das Neugeborene für rein und sind wieder in die Gemeinschaft aufgenommen. Vorher berührt sogar der Vater das Neugeborene nicht. Man sucht zwar in neuerer Zeit die alte, grausame Sitte der Bosloba insofern zu mildern, als vermögende Leute in einem Winkel ihres eigenen Grundstücks ein Woseli errichten, aber im Allgemeinen wird sie noch streng beobachtet.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Deuthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

* Das „In der Reife“ eine Parodie auf den April 1888 erschienenen von Ludwig Gumbel, Berlin und Leipzig, Schöner & Schöner.